

Während der ersten Ölkrise im Jahr 1973 bekam auch der Westen die Macht der Opec zu spüren. Das Kartell drosselte die Fördermengen und in Deutschland wurden wegen Benzin-knappheit autofreie Sonntage ausgerufen

KARTELL im Koma

FORTSETZUNG VON SEITE 33

daten aus anderen Ländern gesucht, mit Vorliebe aus eher unbedeutenden wie Venezuela, Indonesien oder Nigeria. Der seit 2007 amtierende Generalsekretär Abdalla Salem el-Badri stammt aus Libyen. El-Badri hat seine eigentlich vorgesehene Amtszeit – acht Jahre – bereits deutlich überschritten, aber die zerrüttete Opec ist einfach nicht in der Lage, sich auf einen neuen Kandidaten zu einigen.

Was genau in den schlichten Konferenzräumen in der Wiener Helderstraße gegenüber der Universität vorgeht, weiß niemand genau. Die Öffentlichkeit muss draußen bleiben, wenn sich die Vertreter der Staaten treffen. Wenn sie feilschen, Allianzen schmieden und sich bedrohen in dem Gebäude, das an eine Burg erinnert, mit Fenstern, die so schmal und eng sind wie mittelalterliche Schießscharten.

Wagit Alekperow gehört zu den Ausgewählten, die regelmäßig zu Gast sind, im Innern des Machtzentrums. Der Chef des zweitgrößten russischen Ölkonzerns Lukoil weiß also, wie die Opec-Oberen ticken. Umso mehr lässt die offene Kritik aufhorchen, die er gegenüber der „Welt am Sonntag“ äußert. Die Organisation erfülle aufgrund der starken politischen Widersprüche zwischen ih-

ren Mitgliedern seit einigen Jahren ihre Funktion als Regulator nicht mehr, sagt Alekperow. „Ihre Möglichkeiten sind erschöpft.“ Das habe der enttäuschende Verlauf des jüngsten Gipfels gezeigt. „Die Opec muss reformiert werden, so wie alle öffentlichen Organisationen in gewissen Abständen. Und sie muss neue Hebel ausarbeiten, um Aktionen untereinander koordinieren zu können.“

In den vergangenen Jahren wurden die Opec-Entscheidungen eher in Riad oder Teheran getroffen als von den Opec-Ölministern in Wien. Als besonders denkwürdig gilt in der Branche das 166. Treffen am 27. November 2014. Der Ölpreis befand sich im Sinkflug. Er war innerhalb weniger Monate von über 110 auf 72 Dollar abgestürzt. Alle Experten rechneten fest damit, dass die Opec die Quoten kürzt. Aber es kam anders. Die Mitglieder beschlossen auf Druck aus Riad, nichts zu tun und die Fördermen-

ge bei 30 Millionen Barrel zu halten. Das Signal an die Außenwelt war klar: Nicht die Staaten, sondern die Märkte sollten die Preise bestimmen. Ein Jahr später, auf der Sitzung am 4. Dezember 2015, der Preis war inzwischen auf 40 Dollar abgestürzt, strichen die Regierungen jegliche Obergrenze von der Tagesordnung. Keine Zahl nach einer Opec-Sitzung – das war ein Novum. Die Quoten, die den Mitgliedern eine Grenze vorschreibt, sind eine der tragenden Säulen der Organisation. Sie waren auch das wichtigste Instrument, um die Preise stabil zu halten. Einerseits durften die Vorgaben nicht zu stark steigen, um die Käufer nicht zur Suche nach Alternativen zu verleiten. Andererseits durften sie nicht so stark fallen, dass sie den Profit gefährdeten.

Ohne Quoten ist die Opec am Ende, sagen viele. Einige halten diesen Befund aber für verfrüht. „Das ist allein die

westliche Wahrnehmung“, sagt Karin Kneissl. Die Österreicherin gilt als Kennerin der Organisation. Sie arbeitet als Energieanalystin und Buchautorin und ist mit der Opec vertraut wie kaum jemand sonst – mit ihren Strukturen, Akteuren, Machtspielen. Kneissl warnt davor, den Klub zu dämonisieren. Der sei heute pragmatisch und habe durchaus gute Seiten. Von den Analysen der Opec-Experten profitierten Investoren in aller Welt, und dem Westen biete die Organisation einen Ansprechpartner.

Aber Risiken sieht auch Kneissl. Das größte seien die Machtkämpfe innerhalb des saudischen Königshauses. Der stellvertretende Kronprinz Mohammed bin Salman versuche noch zu Lebzeiten seines Vaters, möglichst viel Macht an sich zu reißen. So hat er auch im jüngsten Opec-Poker – bei dem Treffen im März mit Russland – im Hintergrund die Strippen gezogen und damit am Ende mutmaßlich die Verhandlungen zum Platzen gebracht, weil er die Quoten nicht einfrieren wollte, aus Sorge, dann Marktanteile zu verlieren. Kneissl rechnet jedoch damit, dass sich die pragmatischen Kräfte durchsetzen. Ohnehin könne niemand eine schwache Opec wollen. Kneissl erinnert an das Jahr 2005, als heftige Preissprünge immer wieder die Weltwirtschaft erschütterten. Sie hält die Organisation für leben-

dig: „Die Opec wird wahrscheinlich länger leben als so manche europäische Organisation.“

Branchenkennner sind sich einig, dass die Opec für ihre ökonomische Relevanz und somit ihr Überleben neue Regeln braucht. Sie sei auf einen starken Generalsekretär angewiesen, der nicht die Einflüsterungen einzelner Mitglieder exekutiert, sondern den Willen der Mehrheit umsetzt und gegebenenfalls auch Strafen für jene Mitglieder verhängt, die sich nicht an das Mengendiktat halten. Für einen der größten Fehler halten es Beobachter, dass die Fördergrenze abgeschafft worden ist. Es müssten dringend wieder bindende Quoten her. Die könnte dann die Opec mit aller Härte überwachen, nach dem Vorbild einer Finanzaufsicht, die die Kapitalrichtlinien der Banken kontrolliert.

„Das Kartell ist brüchig, aber es besitzt nach wie vor Macht“, pflichtet Leon Leschus bei. Er ist der Rohstoffstrategie beim Hamburgischen Weltwirtschaftsinstitut (HWWI). „Spätestens dann, wenn der Iran das angestrebte tägliche Fördervolumen von rund vier Millionen Barrel erreicht hat, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass die Opec wieder mit einer Stimme spricht.“ Sogar Opec-Skeptiker Yergin gibt zu: „Das Kartell wurde schon oft totgesagt, doch es ist immer wieder zurückgekommen.“

Die Experten weisen darauf hin, dass gerade die westlichen Industriestaaten auf dieses Comeback sogar hoffen sollten. „Unsere Interessen und die der Opec liegen gar nicht so weit auseinander“, sagt Leschus. Das Kartell peile einen einigermaßen hohen und vor allem stabilen Ölpreis an. „Damit können auch wir leben.“

Auch das Geiseldrama im Jahr 1975 konnte die Organisation am Ende nicht zerstören. Doch es beschädigte sie, ebenso wie den Ruf der Stadt Wien. Der Unmut über die lockeren Sicherheitsvorkehrungen der Österreicher war groß. Es lagen ernsthafte Drohungen gegen den saudischen Ölminister Zaki Yamani vor – doch sie wurden wohl ignoriert. „Anfang des Jahres 1975 war in einer Londoner Wohnung, die Carlos als Unterschlupf diente, eine Todesliste gefunden worden“, sagt Historiker Riegler.

Österreich musste sich damals anstrengen, um eine Abwanderung der Opec nach Paris zu verhindern. Jetzt, im Jahr 2016, ist die Bedrohung der Organisation weniger gewaltsam. Aber womöglich ist sie größer: Die Zerrissenheit der Mitglieder, die Sturheit der Staatschefs, ihre Egoismen, ihr oft erraticer Politikstil – das kann gefährlicher sein als eine einzelne Gruppe Terroristen.

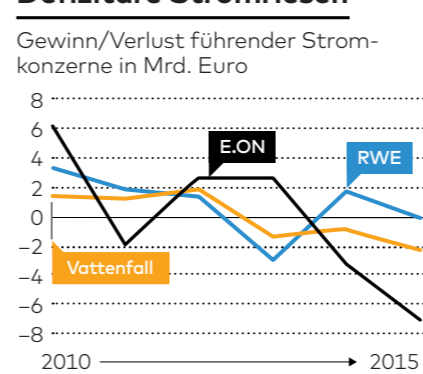
GEMISCHTWAREN



REKORD-MINUS

RWE-Chef Peter Terium hatte auf der Hauptversammlung am vergangenen Mittwoch die undankbare Aufgabe, seinen Aktionären den Ausfall der Dividende mitzuteilen. Beim Blick auf die Geschäftszahlen dürften die Anteilseigner allerdings schnell verstanden haben, warum dem Konzernchef keine andere Wahl blieb. Der Versorger hatte 2015 einen Verlust von 170 Millionen Euro eingefahren. Das „katastrophale Marktumfeld“, wie Terium es nannte, hat die Konkurrenz allerdings noch stärker getroffen. Vor allem bei E.ON dürfte man angesichts eines Verlusts in Höhe von sieben Milliarden Euro geradezu neidisch auf die RWE-Zahlen sein. Auch der dritte große

Defizitäre Stromriesen



Konzern, der die Bevölkerung hierzulande mit Energie versorgt, ist derzeit weit von schwarzen Zahlen entfernt. Vattenfall verbuchte im vergangenen Jahr ein Minus von rund zwei Milliarden Euro.

ES WÄRE FATAL, IRGENDWAS PASSEND ZU MACHEN, DAS MIR SPÄTER AUF DIE FÜSSE FÄLLT

CHEF-DEUTSCH

MICHAEL MÜLLER, Berlins Regierender Bürgermeister (SPD), nach der Sitzung des BER-Aufsichtsrats. Er betonte am Freitag zwar, dass er am Zeitplan für die Eröffnung des neuen Hauptstadtflughafens festhalte – verweigert aber weiterhin die Nennung eines konkreten Termins.

WOCHENBILANZ

MONTAG: Der frühere Siemens-Chef Peter Löscher verlässt die Beteiligungsgesellschaft Renova des russischen Oligarchen Victor Vekselberg.

DIENSTAG: Die Deutschen lieben ihre Haustiere – und geben immer mehr Geld für sie aus. Der Umsatz mit Heimtierprodukten aller Art legte im vergangenen Jahr erneut zu, und zwar um 2,2 Prozent auf rund 4,5 Milliarden Euro.

MITTWOCH: Die EU-Wettbewerbsbehörden erhöhen den Druck auf Google und eröffnen wegen des Betriebssystems Android ein zweites Verfahren gegen den amerikanischen Internetkonzern.

DONNERSTAG: In der krisengeschüttelten Container-Schiffahrt bahnt sich die nächste Großfusion an. Die Hamburger Reederei Hapag-Lloyd spricht mit dem arabischen Konkurrenten United Arab Shipping Company (UASC) über Möglichkeiten der Zusammenarbeit. Durch eine Fusion entstünde die fünfgrößte Reederei der Welt.

FREITAG: Auf der Pekinger Automesse wird es in diesem Jahr keine offeneren Hostessen mehr neben den neuen Autos zu sehen geben. Wie in Shanghai im Vorjahr haben auch in der chinesischen Hauptstadt die Organisatoren der Montag beginnenden Ausstellung leicht bekleidete Models verbannt.

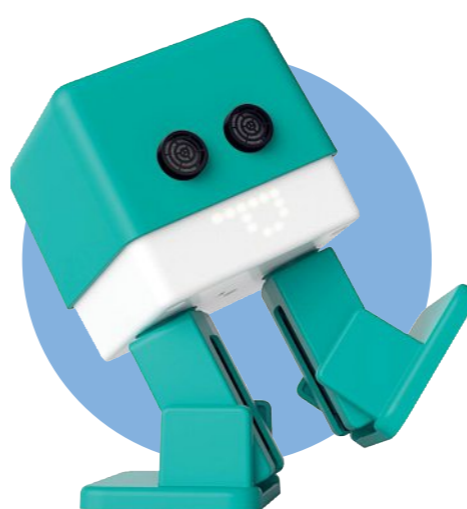
KOPF DER WOCHE

Am kommenden Dienstag wird **Apple-Chef Tim Cook** etwas sehr Seltenes tun – schlechte Nachrichten verkünden. Dann nämlich veröffentlicht der iPhone-Konzern nach US-Börsenschluss die Zahlen für das zweite Quartal. Und wenn Cook mit seinem eigenen Ausblick recht behält, wird Apple den ersten Umsatzrückgang gegenüber einem Vorjahresquartal seit 13 Jahren präzisieren. Noch vor drei Monaten hatte der Technologiekonzern einmal mehr neue Rekorde aufgestellt – gleichzeitig aber im Ausblick vor sinkenden iPhone-Absätzen gewarnt. 74,8 Millionen Geräte hatte man im ersten Quartal verkauft, in

das auch das Weihnachtsgeschäft fällt. Das reichte für einen neuen Rekordumsatz von 75,9 Milliarden Dollar und einen Rekordgewinn von 18,4 Milliarden Dollar. Noch macht Apple fast so viel Gewinn wie Google-Mutter Alphabet Umsatz. Doch der 26. April 2016 könnte die Zeitenwende im Kampf der Tech-Giganten einleiten. Dann wären die Grenzen des iPhone-Wachstums erreicht – zumindest vorerst. Das liegt vor allem an der für Apple so wichtigen, aber lahmen chinesischen Konjunktur. Außerdem bauen Konkurrenten aus China – wie Huawei und Xiaomi – zunehmend selbst starke Marken auf.

SPIELZEUG

Dass man im Spiel am besten lernt, zeigt der spanische Smartphone-Hersteller BQ mit seinem Roboter Zowi. Er soll Kindern Technologie verständlich und unterhaltsam beibringen. In unserem Test stellten wir fest, dass Zowi dazu tatsächlich in der Lage ist. Zowi hat Beine und Füße, die von Motoren bewegt werden. Seine Augen sind Ultraschallsensoren, und sein Mund besteht aus LEDs. Einmal ausgepackt, ist Zowi mit drei Programmen bestückt, die über Knöpfe an der Rückseite aktiviert werden: So kann er tanzen, laufen, Hindernissen ausweichen und auf Antippen und Geräusche reagieren. Das macht er



Roboter Zowi von BQ

auf eine Art und Weise, die sehr lustig aussieht und nicht nur Kinder zum Lachen bringt. Über eine App, die leider nur für Android-Smartphones und -Tablets verfügbar ist, lässt sich Zowi auch per Bluetooth fernsteuern. Von dort können außerdem neue vorgefertigte Programme auf den Roboter übertragen werden. Wer mehr will, programmiert auf dem Computer selbst mit dem einfachen Block-Programmierungswerkzeug Bitbloq und überträgt das Ergebnis per Kabel auf den Zowi-Roboter. Zowi lässt sich mit dem beiliegenden Werkzeug auch auseinanderbauen, damit man in ihn hineinschauen kann. Der Roboter kostet 130 Euro.

THOMAS HEUZEROTH